

Trostbrief

an katholische Christen, die derzeit ihren guten Erfahrungen mit Kirche und religiöser Beheimatung in früheren Zeiten nachtrauern

„Das war doch damals eine gute Zeit, als ich mit meiner Familie, meinen Freunden in unserer angestammten Pfarrgemeinde ein religiöses und kirchliches Zuhause hatte! Gern denke an jene Jahre zurück. Mit den heutigen Veränderungen komme ich gar nicht mehr zurecht. Der zuständige Pfarrer wohnt nicht mehr vor Ort. Die Heilige Messe am Sonntag ist nicht immer gesichert. Kontakt mit der Gemeinde habe ich nicht mehr. Gute Bekannte von früher sind verstorben. Deren Kinder sind weggezogen. Ich fühle mich als Christ einsam und allein gelassen – wie vertrieben aus der vertrauten Heimat in eine unwirtliche Fremde!“

So oder ähnlich höre ich manche treue Christen, vornehmlich aus der älteren Generation klagen – manchmal den Tränen nahe, manchmal aber auch verhalten und im Wissen darum, dass Zeiten, Lebensumstände und Verhaltensweisen sich ändern, ob wir dies wollen oder nicht. Und das betrifft eben nicht nur das gemeindliche Leben, sondern auch die eigene Familie. „Die jungen Leute sind heute so ganz anders als wir es waren! Sie kleiden sich nicht nur anders, reden und verhalten sich nicht nur anders. In die Kirche gehen sie kaum noch. Ob sie noch beten, weiß ich nicht. Sie sind zwar (meist) lieb und freundlich, auch hilfsbereit und nachsichtig, etwa mit meinen unzureichenden Computer-Kenntnissen. Aber sie sind weit weg von dem, was mir früher selbstverständlich war, mich geprägt, getragen und begeistert hat.“ Zur Kirchen-Trauer tritt dann zusätzlich die bange Sorge um Kinder und Enkelkinder, besonders auch um ihre Beheimatung in einer christlichen Lebenspraxis.

Gibt es jenseits von schnellen Erklärungen und oberflächlichen Ratschlägen wirklich tröstenden Zuspruch, der solchen Nöten abhelfen könnte?

Wenn ich dies jetzt versuche, weiß ich um die Schwierigkeiten, solchen Erfahrungen wirklich gerecht zu werden. Noch so kluge Worte und lange Erklärungen helfen meist wenig, etwa der Hinweis aus der Geschichte, dass kulturelle Umbruchzeiten auch früher oft für Kirche und Seelsorge große Probleme bereiteten. Ich habe mich selbst befragt, was mich eigentlich in diesen „aufgeregten“ und „kulturkämpferischen“ Zeiten und in der Vereinsamung, die das Alter mit sich bringt, vertrauensvoll glauben und hoffen lässt.

Mein **erster** „Trost-Gedanke“: Ich schaue möglichst oft über den Horizont meines persönlichen Lebensraumes hinaus. Wir gehören als katholische Christen zu einer weltweiten Kirche, in der es viel Bewegung gibt. Es gibt Länder, wo Christen bedrängt und verfolgt werden. Es gibt aber auch Länder, wo kirchliches Leben aufblüht und wächst. Gerade in den ärmeren Regionen der Welt hat Kirche oft ein junges und vor allem frohes Gesicht. Dort sieht man, wie der Gottesglaube Hoffnung und Kraft für jetzt und morgen gibt. Ein Vorteil unserer modernen Zeit ist die Möglichkeit, leicht über die Medien davon zu hören und einiges zu sehen. Es gibt auch in unseren Gemeinden Mitchristen aus anderen Erdteilen, an deren Verhalten man erkennen kann, was ihnen eine lebendige Glaubenspraxis wert ist. Junge Christen aus unseren Regionen entdecken bei einem längeren Aufenthalt in Ortskirchen der sog. „Dritten Welt“ oft für sich selbst ganz neu ihren Glauben als Kraftquell und Bereicherung. Sie werden durch solche Erfahrungen selbst gefestigt und gestärkt, gleichsam „religiös erwachsen“.

Wir wissen nicht, wie sich die konkrete Gestalt kirchlichen Lebens hier bei uns in den nächsten Generationen verändern wird. Unsere Kirche wird von vielen Selbstverständlichkeiten, die sich in den letzten Jahrhunderten herausgebildet hatten, Abschied nehmen müssen. Der Verweis auf Kirchengebote und das Beharren auf unhinterfragte Gepflogenheiten helfen heute nicht weiter. Das erleben wir ja auch in der säkularen Gesellschaft. Und zudem gilt es anzuerkennen: Einiges an positiven kirchlichen Veränderungen haben wir ja auch selbst in unseren eigenen Biographien erlebt, etwa im Verhältnis zu Christen aus anderen Konfessionen.

Trösten wir uns also mit dem Wissen, dass Gott seine Kirche auf dem Weg der Geschichte auch dann führt, wenn es Veränderungen und schmerzhaften Wandel gibt. Wobei diese gläubige Gewissheit mit einer weiteren Haltung verknüpft werden muss – und das wäre mein **zweiter** Zuspruch, den ich gern stark mache:

Halten wir Ausschau, wo aus Veränderungen und Reformen „gute Früchte“ wachsen. Gottes Geist wird manchmal gern mit unseren eigenen Wünschen, Einfällen und Illusionen verwechselt. Dagegen gibt es ein probates Hilfsmittel: Man kann Gottes Geist daran erkennen, dass er Neues und Hilfreiches wachsen lässt, also Dinge, die mir und uns gemeinsam guttun. Der Heilige Geist ist im eigentlichen Sinn des Wortes „aufbauend“, auch dann, wenn er manchmal zunächst Trümmer wegräumen muss, um Platz für Neues zu schaffen. Ein Beispiel: Vor über 200 Jahren wurde in der napoleonischen Zeit das meiste Kirchengut samt aller monastischen Klöster mit deren Schulen in vielen Staaten säkularisiert, also der kirchlichen Nutzung entzogen. Der Zusammenbruch der

alten Reichskirche mit ihren Selbstverständlichkeiten und Privilegien hinterließ ein gewaltiges Trümmerfeld. Danach erwuchst freilich Erstaunliches: eine neu aufblühende Kirche, geprägt nicht nur von Wallfahrten und katholischem Selbstbewusstsein, sondern vor allem auch von katholischen Verbänden und sozial ausgerichteten Kongregationen, die im 19. Jahrhundert schon Vorarbeit für den späteren modernen Sozialstaat leisteten.

Der Apostel Paulus hatte ein Gespür dafür, was in konkreten Situationen Gottes Geist bewirken kann. Dieser Geist stellt unser Verhalten auf den Prüfstand. Er eröffnet „Raum nach vorn hin“. Den über ihre „Freiheit in Christus“ außer Rand und Band geratenen Neuchristen in Korinth schrieb Paulus ins Stammbuch: „Und wo sind die Früchte eurer Freiheit?“ Und dazu zählt er: lautere Gesinnung, Erkenntnis, Langmut, Güte und vor allem ungeheuchelte Liebe (vgl. 2 Kor 6,6). Und umgekehrt kann Paulus durchaus auch zur „Freiheit der Kinder Gottes“ ermuntern, etwa bei den ängstlich gewordenen Christen in Galatien, die dem Evangelium und seiner Dynamik nicht mehr trauen und wieder in alte Verhaltensmuster, die Verehrung von „Elementarmächten“ und das Praktizieren von Kalenderfrömmigkeit (vgl. Gal 4,9f) zurückfallen. Heute würde Paulus vermutlich ebenso argumentieren: etwa bei „enthusiastischen“ Christen, die meinen, alles sei erlaubt und gut, was ihnen gefällt. Wo sind eure Früchte, die Gott gefallen? Und uns ängstlich um die Zukunft von Kirche und Gottesglaube bangenden Christen hierzulande würde er zurufen: Habt Mut und traut Gott etwas zu! Lebt und handelt aus der „Freiheit der Kinder Gottes“, die uns durch Christus geschenkt ist! Hängt euer Herz nicht an weltliche Absicherungen, die letztlich nicht tragen!

Und damit komme ich zu einem mir wichtigen **dritten** „Trostd Gedanken“: Auch in der gegenwärtigen religiös- kirchlichen Krisenzeit, in der vieles zerfällt und zerbröselt, was uns persönlich und gemeinsam bislang getragen hat: Niemand und nichts hindern uns daran, in der der „Nachfolge Christ“ zu verbleiben und als Christen zu leben. Ich wage sogar zu sagen: Der Mangel kann uns lehren, wie kostbar das ist, was wir jetzt manchmal schmerzlich suchen müssen: Ein Leben aus der Eucharistie, aus den Sakramenten, aus dem Hören auf die Hl. Schrift und der vielgestaltigen Mitfeier des Kirchenjahres.

Wer vereinsamt, lernt neu einen freundlichen Besuch zu schätzen. Das Kommen der Kinder und Enkel kann ja auch zu einem Fest werden, das unseren Lebensmut neu stärkt. Die heutigen Mangelerfahrungen an gewohnten religiöser „Angeboten“ birgt in sich die Chance, das wahrhaft Wichtige und Entscheidende in unserem Leben als Christen neu in den Blick zu bekommen. Auch jetzt, bei aller Trauer um das „Gewesene“, können wir unser Leben mit seinen

Höhen und Tiefen, auch mit seiner manchmal bitteren Einsamkeit Gott als Gabe hinhalten mit der Bitte, es für mich und andere zum Segen werden zu lassen.

Auch wenn ein Pfarrer (leider) nicht mehr an jedem Sonntag mit der klein gewordenen Gemeinde die Hl. Messe feiern kann, dürfen wir den Sonntag „heiligen“. Auch wenn die vertrauten Feste im Kirchenjahr an meinem Wohnort nicht mehr prächtig und intensiv zelebriert werden können und auch manch anderes fehlt, etwa der Austausch mit gleichgesinnten, im Glauben verbundenen Personen – auch dann ist es möglich, ein „geistliches Leben“ zu führen, zu beten, auf das Wort Gott zu hören und die kleinen und großen Entscheidungen so zu treffen, dass wir Gott „gefallen“.

Ich erinnere mich: Christen, die nach Kriegsende als Kinder mit den Eltern und Großeltern aus katholischen Regionen in die Diaspora Mitteldeutschlands evakuiert wurden, haben zwar den schlesischen, ermländischen oder sudetendeutschen Traditionen nachgetrauert, aber viele haben eben auch sich nicht entmutigen lassen und sind durch Treue und Festigkeit zu einem Glauben herangereift, der auch in der Vereinzelung einer fremden Umgebung belastbar war. Für einen authentischen Gottesglauben, der an Jesus Christus Maß nimmt, gibt es eigentlich keine schlechten Zeiten. Nichts, keine Mächte und Gewalten, nicht einmal die Trauer um die Beheimatung in einer überschaubaren Pfarrgemeinde mit ihren damaligen Selbstverständlichkeiten, vermag uns von Gott zu trennen.

Ich schließe meine Trostgedanken mit dem, was der Apostel Paulus seinen kritisch-quiriligen korinthischen Christen ans Herz gelegt hat. Nein – nicht mit euren Gnadengaben prahlen und euch gegenseitig überbieten wollen! Er lockt sie auf einen anderen, „überragenden“ Weg. Es ist der Weg der Liebe, der uns mit Sicherheit Gott näherbringt. Wenn wir ihn einst schauen, wird der Glaube vergehen, wird die Hoffnung unnötig. Einzig die Liebe wird bleiben. Das wunderbare „Hohe Lied der Liebe“, das Paulus in 1 Kor 13 anstimmt, ist für mich wie ein Lebensgeländer, an dem ich frohen Mutes der „Stunde“ entgegen gehe, in der ich „von Angesicht zu Angesicht schauen“ darf und nicht mehr glauben und hoffen muss. Manchmal bin ich froh, endlich alt zu sein.

Joachim Wanke